



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schützen, gestern wurden ich und Gräfin Catarina vor einem Stummen des Emir's, der sich in den Palast eingeschlichen, nur eben noch gerettet. Die Herzogin übergibt mich deinem Schutze, Herr! Ich aber komme zu dir, wie Ruth zu Boas kam, du wirst thun, was dir gefällt!

Von einem nie gekannten, halb bangenden, halb glückseligen Schauer ergriffen, sah Senhor Manuel die zarte, jugendliche Gestalt zu seinen Füßen, sah ihr Gesicht, ihre strahlenden Augen mit rührender Bitte auf die seinen gerichtet, er suchte nur zu verhindern, daß Esmah seine Füße umklammerte. Ihr Ausruf wie Ruth zu Boas! und der Strahl ihrer Augen wirkten auf ihn wie Lenzhauch und berausgender Wein, er faßte Esmah's zu ihm emporgestreckte Hände und sagte: Mein Schutz ist dir gewiß, Esmah! Du sagst, daß du zu mir kommst wie Ruth zu Boas, ich verstehe es nicht, Kind, was du damit meinst. Willst du meine Tochter, willst du mein Weib sein? — du selbst mußt in dieser ersten Stunde entscheiden, und wie du entscheidest, wird es gehalten werden im Angesicht Gottes und der allerheiligsten Jungfrau.

Dabei ging doch ein Zittern durch den Leib des Fragers, seine Augen, in denen ein Hoffnungsglanz war, hingen an den Lippen des Mädchens. Esmah neigte das Haupt noch einmal auf ihre heimische Art, dann flüsterte sie: Dir allein vertraue ich, Herr, dir aber ganz! Deine Tochter würde ich sein, wenn du es befehlst, dein Weib, wenn du es willst!

Schamvoll und vom süßesten Liebreiz umflossen, saß sie in ergebener Haltung vor ihm — ihre erste Bewegung war gewesen, ihr Gesicht wieder vor den Augen des entzückten Mannes zu verhüllen, zu dem sie dies gesprochen. Dann besann sie sich, daß der, welchem sie sich zum Kinde oder zum Weibe gegeben, selbst unter ihrem Volke ein Recht habe, sie unverhüllt zu schauen. Und so schlug sie nur die Augen nieder und heftete sie auf den Teppich zu Füßen des Lagers. Manuel Barreto aber, der in diesem Augenblicke draußen Schritte vernahm, zog unbekümmert um alles den Kopf Esmah's an seine mächtige Brust und rief ihr ins Ohr: So sollst du sein, was mir das beste Recht giebt, dich zu schützen — mein Weib, Esmah! und alle meine Jahre mögen ein Dank für diese gesegnete Stunde werden! (Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Ein Stammbuchblatt Goethes. An Herrn Dr. G. Wufmann in Leipzig. Hochgeehrtester Herr! Nach den eben aus dem Goethe-Archiv erschienenen Briefen des Leipziger Studenten an seine Schwester und seinen Jonathan Behrisch müssen die Blätter über Goethes Leben in Leipzig völlig umgeschrieben werden, da manche Berichte, die wir in seiner eignen Lebensbeschreibung lesen, sich als irrig ergeben, vieles bisher Unbekannte, und darunter manches sehr Bedeutende, in die Erzählung

seines wunderbaren Jugendtreibens aufgenommen werden muß. Ueber das Verhältnis zu Annetten erhalten wir ganz neue, äußerst anziehende, eigentümliche Züge bietende Aufschlüsse, der tolle Behrißch tritt in ein ganz neues Licht. Wir lernen diesen als Goethes moralischen Mentor kennen, der ihn vor jeder sinnlichen Ausschweifung warnte, und wenn auch die in den Briefen geschilderten und als unschuldig betrachteten Liebfosungen mit jungen Mädchen, bei welchen freilich dichterische Uebertreibung mit im Spiele war, nach unsern Begriffen etwas gar weit gehen und Goethe sich in flotter Renommisterei sogar zur Verführung eines Mädchens fähig erklärt, so geben doch eben die Briefe an Behrißch den Beweis, daß der junge Dichter bis zum Mai 1768 nicht, wie man bisher anzunehmen berechtigt zu sein glaubte, einem läderlichen Leben verfallen war und dadurch seine Nerven zerrüttet hatte. Was dafür angeführt werden konnte, habe ich in meinem Leben Goethes S. 85 als nichtsbeweisend bezeichnet.

Die neue Belehrung erinnert mich an ein Stammbuchblatt Goethes, dessen Veröffentlichung mir der mittlerweile gestorbene Wilhelm Herbst vor sechs Jahren anheimgestellt hat. In dem Album eines weiland stud. med. Brack, im Besitze eines Landpfarrers bei Weklar, hat sich Goethe mit folgendem Spruche eingetragen:

Die Lust ist mächtiger als wie die Furcht der Strafe.
Diese Erinnerung des Gewissens schrieb zur Erinnerung seiner
Goethe M. S.

Frankfurt am 29. Februar (?) 1769.

Herbst erhielt bloß eine Abschrift des Spruches, sodas es ihm zweifelhaft blieb, ob der junge Goethe oder der Vater (Goethe Pater unterschrieb sich dieser wohl erst, als sein Sohn berühmt geworden war, in Briefen an gemeinsame Freunde) der Verfasser gewesen. M. S. erklärte er wahrscheinlich richtig manu sua. Daß das Datum irrig ist, da 1769 kein Schaltjahr war, überseh er. Ich vermute, daß statt „Februar“ auf dem Blatte „Xbr.“ (d. i. Dezember) steht, wie dieselbe Verlesung dem verdienstvollen Guhrauer bei einem Briefe Goethes an Knebel aus dem Jahre 1774 begegnet ist. Daß die Worte einen Alexandriner bilden und demnach aus einem Dichter sind, entging Herbst nicht, aber er dachte an einen fremden Dichter, wie der junge Goethe ja zu Stammbuchblättern Sprüche von Wieland und Gleim verwandte, nicht an Goethe selbst. Den Vers spricht Söller in den „Mitschuldigen“ II, 3 mit Bezug auf Sophie, die er im schlimmsten Verdachte hat, nur steht dort „alle“ statt „wie die,“ woraus noch nicht folgt, daß dies die ursprüngliche Fassung war. Gegen Behrißch führt Goethe einmal launig einen Vers seiner „Amine“ als Ausspruch eines großen Dichters an. Daß die Lust durch die Furcht vor der drohenden Strafe oft von ihrer Befriedigung abgehalten werde, war ein dem jungen Goethe naheliegender Gedanke. In einem Briefe an Behrißch (vom 7. November 1767) schreibt er in toller Renommisterei: „Könnte ich aber nur ungestrast thun und stünden im Brühle nicht manche Nägel und Stricke parat, wenn man so was erführe, so würde ich die affaire des Teufels übernehmen.“ Auch den mahnenden Spruch unsers Stammbuches wird man nicht als Beweis für Goethes Lüderlichkeit betrachten dürfen, er denkt nur an die traurigen Folgen ausschweifenden, in ungestümer Rücksichtslosigkeit die Kräfte verschwendenden Jugendgemusses, dessen sich freilich Goethe nach seiner eignen Darstellung der Ursachen seines schweren Blutsturzes schuldig fühlte.

Da die Persönlichkeit so mancher andern Leipziger Bekannten Goethes ins Licht gestellt worden ist, so werden Sie, hochgeehrter Herr, sich wohl gern des

stud. med. Brack annehmen und über seine Studienzeit und seine Herkunft Auskunft geben. Die Erläuterung der Briefe verdankt Ihnen so manches, das zum Verständnisse der Briefe wesentlich beigetragen, wie es auch die Nachweisungen von Zarncke, Grotefend und Frau Menzel gethan haben. Leider läßt die Herausgabe der Briefe sonst viel zu wünschen übrig; am schlimmsten steht es mit dem Text derselben. Hätte Geiger die Handschriften ohne alle Verbesserung buchstäblich abdrucken lassen und dem Leser es überlassen, sich selbst in dem Chaos zurechtzufinden, so würde dies kaum zu billigen, doch folgerecht sein; da er aber einmal Verbesserungen im Texte oder in den Noten gab, so mußten auch alle offenbaren Schreibfehler verbessert oder angezeigt werden. Aber Geigers Text leidet an manchen argen Fehlern, die wohl zum Teil dem Seher oder dem Korrektor zur Last fallen, jedenfalls, wenn sie in der Handschrift sich finden sollten, verbessert werden mußten. Von allen ist nur einer nachträglich (S. 402) angezeigt. Wir führen das Stärkste an. Statt *Orça* begegnet uns einmal der leidige *Orçus* (S. 39), *aus peut te faire foi* ist *peut de faire foix* geworden (S. 24). Auf einer Seite (46) stehen *tottement* statt *sottement*, *cencens* statt *encens* und *di lui zue* statt *dis lui que*. *Cette dite* (S. 64) ist doch wohl nur Druckfehler statt *cotto elite*. Auch an einer falschen Verbesserung fehlt es nicht. Statt *estombéo* (S. 65) wird *estampéo* vermutet, obgleich *estomper*, nach älterer Form *estomber*, ein bekannter technischer Ausdruck ist. Von der sonstigen Behandlung der Briefe will ich hier nicht sprechen; an eine Verwertung derselben nach genauer Kenntnis von Goethes Leben ist gar nicht zu denken, obgleich diese bei Vermeidung alles leeren Geredes auf demselben Raume hätte gegeben werden können.

Röln, am 26. Mai 1886.

Mit freundlichstem Gruße

Ihr ergebenster H. Dünker.

Erwiederung. Es war mir eigentlich nicht recht wahrscheinlich, geehrtester Herr Professor, daß der stud. med. Brack sich in der Leipziger Universitätsmatrikel vorfinden würde, da ja nirgends gesagt ist, daß er gerade in Leipzig mit Goethe bekannt geworden sei. Er steht aber wirklich drin. Am 10. Juni 1765, also etwa vier Monate vor Goethe, wurde inskribirt: Johann Paul Brack aus Einsdorf im Eisenachschen. Da der Name ungewöhnlich ist, auch in den Jahren 1765—1769 in der Matrikel nicht wiederkehrt, so ist dieser Brack wohl ohne Zweifel der Gesuchte.

Ich benutze diese Gelegenheit, um einen kleinen Nachtrag zu den Notizen zu geben, die ich zur Erklärung der neuen Leipziger Briefe habe beisteuern dürfen. In dem Briefe an Behrißch vom 3. November 1767 richtet Goethe Grüße von dem „izigen“ Tertius an der Nikolaischule, Hübschmann, aus. Schon aus der Angabe Forbigers in seiner Geschichte der Nikolaischule, daß Hübschmann viel aus dem Englischen und Französischen übersetzt habe, kann man entnehmen, wie Goethe zu dieser Bekanntschaft kam; mit bloßen klassischen Philologen würde er schwerlich verkehrt haben. Dies wird bestätigt durch das lateinische Anhaltsschreiben vom 30. September 1767, in welchem sich Hübschmann um die Stelle an der Nikolaischule bewirbt; darin heißt es, der Rat habe gewünscht, *huic officio talem succedere doctorem, qui linguas quas vulgo modernas dicunt, Gallicam, Anglicam, Italicam, sufficienter edoctus, harum doctrinam cum litterarum, quae humaniorum nomine veniunt, scientia conjungere possit*, und Hübschmann versichert, daß er *huic muneri suscipiendo non prorsus impar sei*.

Hoffentlich kommen diese Zeilen nicht dem Herrn P. Baumgartner S. J. zu Gesicht, der auf den ganzen Goetheleinkram mit so vernichtender Verachtung herabblickt, daß ich mich schon ein paarmal ernstlich gefragt habe, ob er nicht am Ende Recht

habe. Einstweilen will ich noch auf Seiten der Rezer bleiben und die Matrikel treulich weiter wälzen, so oft es gewünscht wird.

Leipzig, den 2. Juni 1886.

Ihr ganz ergebener
G. W.

Zur Goetheliteratur. Eine Arbeit des Gymnasialdirektors Dr. Hermann Henkel über „das Goethische Gleichnis“ verdiente es wohl, aus den Programmen des Gymnasiums zu Seehausen i. N., die wie fast alle Programme wenig Beachtung finden, in das vorliegende selbständige Buch (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1886) zusammengefaßt zu werden. Gegenüber der unermeslich anschwellenden Goetheliteratur erscheint es fast ungereimt, noch von Mangel an Untersuchungen zu reden, und doch ist in der That für eine wissenschaftliche Betrachtung von Goethes Sprache noch äußerst wenig geschehen. Burdachs trefflicher Vortrag über „die Sprache des jungen Goethe“ (in den Verhandlungen der siebenunddreißigsten Philologenversammlung) ist nur geeignet, die Erwartung auf Burdachs angekündigtes größeres Werk zu erwecken; und auch Minor und Sauer haben in ihren „Studien zur Goethephilologie“ (Wien, 1880) nur fragmentarische Beiträge zu liefern beabsichtigt. Lehmanns größere Arbeit „Goethes Sprache und ihr Geist“ aber ist bereits 1852 erschienen und bei allen rühmlichen Vorzügen des Werkes doch keineswegs mehr genügend. Wertvolle, lehrreiche Bemerkungen über Goethes Sprache finden wir in dem Kommentar von Böpers Ausgabe zerstreut, doch können diese Anmerkungen ihrer Natur nach eben nur auf einzelnes aufmerksam machen. Henkel nun versucht es, eine Seite von Goethes Stil und Sprache im Zusammenhange darstellend zu charakterisieren. Es ist als ein großer Vorzug von Henkels Arbeit anzuerkennen, daß er von vornherein darnach strebt, den Charakter von Goethes Gleichnissen durch die Parallele mit den Gleichnissen anderer Dichter deutlich zu machen. Allerdings hätte er sich dabei nicht nur auf Homer und Shakespeare beschränken sollen, denn neben diesen beiden und vielleicht mehr als sie, wenigstens mehr als Shakespeare, hat die Bibel mit ihrem unererschöpflichen Reichtume an Bildern und Gleichnissen auf Goethe gewirkt. Goethe war ja, es ist dies oft genug hervorgehoben worden, bibelkundig wie kaum ein anderer deutscher Dichter. Auch der Einfluß der an Gleichnissen reichen orientalischen Poesie seit (1810) wäre zu erwähnen gewesen, und bei dem tiefgreifenden Einflusse, den Spinoza auf Goethes ganze Bildung gehabt — aus ihm, spottete Herder, lerne er sein Latein —, dürfen wir uns erinnern, daß Spinoza nicht nur Gleichnisse gern brauchte, sondern auch ganz besondere Fähigkeit in ihrer Anwendung zeigt. Außerhalb Henkels Absicht lag es, das Goethische Gleichnis noch mit den Gleichnissen der Goethe unmittelbar vorhergehenden Dichter (Klopstock, Haller, Gessner, Lessing, Wieland) und der ihm gleichzeitigen oder folgenden Dichter (Schiller, Herder, Grillparzer, Platen) zu vergleichen. Hier ließe sich Henkels Arbeit noch in recht erwünschter Weise erweitern und ergänzen. Allein auch innerhalb des von ihm gezogenen engern Rahmens ist sie als eine wirklich fördernde zu rühmen.

Henkel geht davon aus, Goethes eigne „Ansicht vom Wesen des Gleichnisses“ aus einzelnen Aussprüchen festzustellen, um dann den nach Form und Inhalt wesentlich verschiedenen Charakter der Homerischen und Shakespeareischen Gleichnisse zu erörtern. Ich würde dabei in dankbarer Erinnerung an Lessings Laokoon hervorgehoben haben, wie Homer auch die Vergleichung wieder in Handlung umsetzt, während bei Goethe das Gleichnis meist Betrachtung ruhig verharrender

Dinge bleibt. Homer führt ein oder zwei Vergleichen episodisch erschöpfend durch; Shakespeare wird in seinem Gleichnis von einem Ausdrucke ergriffen, geht von diesem aus und springt dann rasch auf einen andern über; rastlos steht er der ruhigen epischen Betrachtung Homers gegenüber. Bei Goethe „erscheint das Gleichnis nicht bloß in veranschaulichender Kraft, sondern in tieferm Sinne als Vermittler der sittlichen und natürlichen, der geistigen und Erscheinungswelt. Dieser symbolische Charakter tritt besonders in den bildlichen Sätzen hervor, in welchen der Dichter den Gewinn einer reichen Lebenserfahrung, künstlerischer und wissenschaftlicher Erkenntnis auszuprägen liebt.“ Heinrich Voss behauptete, Goethe gebrauche nie ein andres Gleichnis als das von Dingen hergenommene, die er gerade vor sich sehe, und auch Henkel hebt die „erstaunliche Gegenständlichkeit und realistische Treue“ in der Ausführung der Bilder hervor, „die Gleichnisse bieten sich ihm ungesucht dar und beruhen auf lebendiger Anschauung.“ Von großem Interesse ist nun Henkels Nachweis, daß ein Gleichnis in Wilhelm Meisters Lehrjahren, welches „gegen die innere Wahrheit und Kongruenz“ verstößt,*) eben auch nicht von Goethe selbst herrührt, sondern aus Herders Shakespeare-Hymnus entlehnt ist.

Im zweiten Teile seiner Untersuchung stellt Henkel „nach den Gegenständen, die zur Vergleichung herbeigerufen werden,“ geordnet den Grundstock und Hauptstamm der Goethischen Gleichnisse, welcher seine Herrschaft über alle Gebiete des Weltwesens zeigt, zusammen. In richtiger Erkenntnis beschränkt sich der Verfasser dabei nicht auf Goethes Werke im engern Sinne, sondern zieht auch die Briefe, welche die Ausgabe der Goethegesellschaft ja den Werken zugesellen wird, in den Kreis seiner Betrachtung. Es sind besonders die Briefe an Frau von Stein, welche eine Fülle charakteristischer Gleichnisse liefern. Henkels Auswahl, die natürlich kein „vollständiges Repertorium bringen,“ aber doch vollständig charakterisieren möchte, scheint mit großem Geschick getroffen zu sein. Eine mehr systematische Anordnung nach den Gegenständen der Vergleichung wäre wohl wünschenswert, allein vielleicht kaum durchführbar gewesen. Dagegen scheint mir der Verfasser nach einer Seite seine Aufgabe noch nicht völlig gelöst zu haben. Nachdem er ein reiches Material von Gleichnissen zusammengestellt hat, möchten wir dasselbe auch mehr verwertet sehen. Henkel hat im allgemeinen darauf hingedeutet, daß im Alter neben der dichterischen Phantasie die Weisheit sich immer mehr geltend macht. Ich meine, die Gleichnisse müßten nun auch chronologisch betrachtet, nach den Perioden des Goethischen Schriftstellerlebens, aus denen sie stammen, geordnet werden. Wir würden dann einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik des Stils der verschiedenen Perioden erhalten. Vielleicht entschließt sich Henkel, dessen verdienstliche Arbeit teilweise doch mehr als vorbereitende Studie, denn als abgeschlossene Untersuchung erscheint, seine Arbeit nach dieser Richtung hin fortzusetzen, wobei sich ihm vielleicht auch Gelegenheit geben würde, noch manche Lücken (z. B. die Vergleichung des Goethischen Gleichnisses mit dem andrer deutschen Dichter) auszufüllen.

Marburg.

Max Koch.

*) Beim Lesen Shakespeares, sagt Wilhelm Meister III, 11, „glaubt man vor den aufgeschlagenen, ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert.“ „Mir ist, wenn ich ihn lese,“ ruft Herder in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst aus, „Theater, Akteur, Kulisse verschwunden. Lauter einzelne, im Sturme der Zeit wehende Blätter aus dem Buche der Begebenheiten, der Vorsehung, der Welt.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.